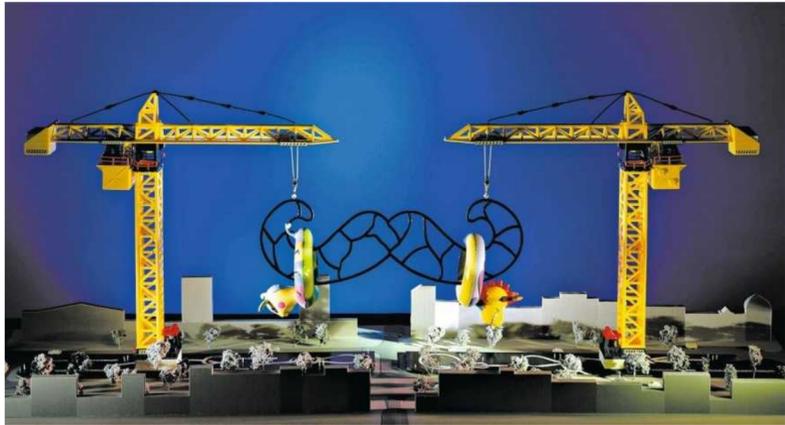


AUSSTELLUNG

An allen Ecken und Enten

Von grotesk bis genial: Eine große Schau bilanziert drei Jahrzehnte Kunst in Hamburgs öffentlichem Raum VON CHRISTOPH TWICKEL



Flop: Jeff Koons' Gummienten auf St. Pauli (2003) wurden nie realisiert



Platt: Stahlquadrate aus Franz Erhard Walthers »Sieben Orte für Hamburg«, 1989



Laut: Mit »Megafonchor« setzte Sylvi Kretzschmar 2014 ein Zeichen gegen den Abriss der Esso-Häuser

Ist das Kunst oder kann das weg? Wenn der öffentliche Raum betroffen ist, stellt sich diese Frage noch schneller als im Museum. Da werden brave Bürger schnell zu wütenden Kritikern. Zum Beispiel der Fall Alfred Hrdlicka: Der Wiener Künstler hatte 1985 am Dammtor eine Skulptur platziert, sie sollte in ihrer abstrakten, zerklüfteten Art ein Gedenkmal sein zum ebenfalls am Dammtor positionierten Nazimahmal von 1936. Die Reaktionen der Hamburger fielen drastisch aus. »Abreißen«, »Verschrotten«, oder einfach »nach Österreich schicken« lauteten die Kommentare.

Drei Jahre lang tobte der Streit um die Skulptur. Hrdlicka hatte den Hamburgern noch drei weitere Monumente zugesagt. Er lieferte zwei – und verlangte mehr Geld. »Erst halb fertig, aber 770 000 Mark weg«, schrieb *Bild*, der Künstler konterte: Die Kulturbehörde sei »verdorben« von Leuten, die glaubten, moderne Kunst bestünde »nur noch aus Erklärungen«. Als Hrdlicka eine weitere Million verlangte, winkte die Behörde ab. 874 500 Mark wurden am Ende für das unvollendete Ensemble

veranschlagt. Woher das Geld kam? Aus dem Programm für »Kunst im öffentlichen Raum«, aufgelegt von der Kulturbehörde im Jahr 1981. Jedes Jahr gab's eine Million für Werke, die nicht im Museum, sondern draußen in der Stadt zu sehen sein sollten.

»Das war ein Impuls, der aus der 68er-Generation kam«, sagt Sophie Goltz, Hamburgs Stadtkuratorin. In einer großen Ausstellung im Kunsthause bilanziert sie von diesem Samstag an die bisherigen dreieinhalb Jahrzehnte der Kunst im öffentlichen Raum. »Kunst sollte zum Volk kommen, sollte vermitteln und erziehen«, erklärt sie. In *Passagen* zeigt sie bis Ende Mai umstrittene Pläne, beeindruckende Skizzen – und viel Unvollendetes.

Denn je beherrschender die Kunst daher kam, desto stärker regte sich der Widerstand. Gleich zum Auftakt des Förderprogramms im Jahr 1981 verordnete Joseph Beuys der Stadt einen »Umerziehungsplan«. In seinem »Gesamtkunstwerk Freie und Hansestadt Hamburg« sollte die Metropole »vollständig zu einem ökologischen Arbeitsfeld« werden. Der *Spiegel* rechnete vor, dass man von dem Budget – immerhin 400 000 Mark – jedem Arbeitslosen der

Stadt fünf Mark auszahlen könnte. Als Beuys eine Basaltsäule mit der Aufschrift *Das Ende des 20. Jahrhunderts* in den giftigen Elbschlick werfen wollte, stoppte Bürgermeister Klaus von Dohnanyi das Projekt. »In der Umweltbehörde war man der Meinung, Hamburg brauche keinen Künstler, um das Problem in den Griff zu kriegen«, sagt Goltz. »Vielleicht wollte man auch einfach nicht so viel Staub aufwirbeln.«

Beuys war nicht der einzige Künstler, der in Hamburg nicht weiterkam. Das riesige Trojanische Pferd, das der Bauhaus-Professor Fritz Rahmann 1996 auf den Rathausmarkt stellen wollte, blieb auf dem Reißbrett stehen.

Auch der amerikanische Pop-Artist Jeff Koons scheiterte: 2003 sollten zwei Riesengummienten an Kränen über der Reeperbahn baumeln. »Ich liebe es, Wow! zu empfinden, und ich hoffe, dass die Hamburger auch gern Wow! empfinden«, erklärte der Künstler. Doch die Hamburger hatten keine Lust auf Wow! – es blieb bei einem Modell, für das Koons immerhin 40 000 Euro berechnen durfte. Nicht auf Kosten der Kulturbehörde allerdings: Es

war der damalige Bausenator Mario Metzbach von der Schill-Partei, der die Koons-Gummienten nach Hamburg holen wollte.

Aber die Idee war zu diesem Zeitpunkt sowie schon überholt – artistischer Größenwahn im öffentlichen Raum funktionierte ab den neunziger Jahren allenthalben als Ironie. 2002 schleuderte die Künstlergruppe Wuul einen 600 Kilo schweren Grünkernbratling in die Elbe – zur hellen Freude der Boulevardmedien, die wochenlang Überschriften über den »10 000-Euro-Irrsinn« der »Buletten-Künstler« brachten.

In den frühen nuller Jahren hieß das Motto: Community – Gemeinsinn. Statt den öffentlichen Raum quasi zu möblieren, widmen sich Künstler dem Sozialen. Als Hamburger Vorzeigeprojekt gilt der Park Fiction: Cathy Skene und Christoph Schäfer entwickelten das Programm für den Park auf St. Pauli, den Anwohner dann zusammen planten. 2002 war das Konzept auf der Documenta zu sehen, heute zieren die Stahlpalmen vor der Elb- und Hafenkulisse jeden zweiten Fernsehbericht über Hamburg. Auch Park

Fiction ist im Rahmen des Kunst-im-öffentlichen-Raum-Programms entstanden.

Die späteren nuller Jahre waren laut Goltz eine »Zeit des kulturellen Wettrüstens«. Die großen Gesten der Kunst sollten nun von Architekten und Stadtplanern kommen. Bestes Beispiel: die HafenCity mit ihrem globalen Einheitsdesign. Kunst spiele dort »keine große Rolle mehr«, so Goltz. »Aber eigentlich spielt auch der Hamburger in dieser Ecke keine wirkliche Rolle mehr.« Die Ära der Zwischennutzung, in der Künstler dort den öffentlichen Raum gestalten durften, ist zu Ende. Heute beleben nur noch Beachvolleyballturniere die Freiflächen der HafenCity.

Der Etat für Kunst im öffentlichen Raum wurde 2003 halbiert, auf jährlich 250 000 Euro. Es sollte eine einmalige Kürzung sein, um Mittel für den Umbau der KZ-Gedenkstätte Neuen-gamme frei zu machen. Sie gilt aber bis heute.

»Passagen. Kunst im öffentlichen Raum Hamburg seit 1981«, 11. April – 25. Mai 2015, Kunsthause Hamburg, Klosterwall 15

BESICHTIGUNG

Neben Penny brennt noch Licht

Die preisgekrönte Bar »Freundlich und Kompetent« ist ins Mundsburg Center nach Barmbek gezogen. Kann das gut gehen?

Das »Freundlich und Kompetent«, kurz: FuK, war einmal eine runtergekommene Bruchbude mit Blumenketten aus Plastik an der Wand. Abends traten unbekannte Bands der Stadt. Winterhude war das ungewöhnlich – und gerade deshalb so reizvoll. Innerhalb von kurzer Zeit wurde das FuK zu einer der beliebtesten Bars der Stadt. Anfang des Jahres ist das FuK umgezogen: ins Mundsburg Center nach Barmbek. In dem Shoppingbunker an der Hamburger Straße gibt es ein Fitnessstudio, ein Multiplexkino, Rewe, Penny, ein Sonnen- und ein Nagelstudio. Auf acht Fahrbahnen brausen Autos vorbei. Kann eine Bar an so einem Ort überleben?

Montagabend, halb acht. Die Bars in der Schanze haben noch nicht geöffnet, da ist das FuK schon voll. Heute ist Pitcher-Tag. Auf den Tischen stehen 1,5-Liter-Karaffen mit Bier zu 12,50 Euro, es läuft Elektro-Pop. Anders als in den angesagten Bars am Schulterblatt gibt sich hier nicht jeder schön und hip. Ein paar Jungs spie-

len Kicker, am Tresen sitzen zwei junge Frauen im Blazer. Auf Nachfrage stellt sich heraus: Viele sind frühere Stammgäste. Manche arbeiten in der Nähe. Einer sagt: »Hier ist es entspannt.« Erfolgsgeheimnis Nummer eins: Lässigkeit.

Eigentlich ist alles anders als früher. Der Raum ist ein Backsteingewölbe, in das doppelt so viele Leute passen wie in den alten Laden. An der Decke hängt jetzt eine Diskokugel. Was geblieben ist: Schwarz-weiß-Fotografien von Frauen im Bikini. »Die Gäste sollen ein Gefühl von Urlaub bekommen«, sagt Julius Horn. Weiterhin gilt Erfolgsregel Nummer zwei: Effizienz. In vielen Bars wartet man lange, bis der Kellner hochschaut und nachschenkt. Im FuK geht das schnell.

Julius Horn, 31, und Julian Jasper, 32, haben mit ihrer Bar Winterhude nicht freiwillig verlassen. Der Mietvertrag wurde nicht verlängert, das Gebäude wird abgerissen. Rund tausend Stammgäste kamen zur Abschiedsfeier, die Polizei musste eine StraÙe absperren, weil die Leute draußen feierten. Entscheidend: Die Bar hat

eine Livekonzession, die Erlaubnis, Konzerte zu veranstalten. Über die Lage vom neuen FuK sind sie deshalb froh. »Hier beschwert sich niemand, wenn es zu laut ist«, sagt Jasper. Erfolgsgeheimnis Nummer drei: Livemusik.

Und deshalb könnte der Neuanfang klappen im toten Winkel von Barmbek. Wer in Hamburg Livemusik hören will, geht in die Astra Stube, in die Hasenschaukel, ins Hafenklang. Oder eben ins FuK – ob nun in Winterhude oder in Barmbek.

In der Stadt sind die beiden Barbesitzer bekannt: Neben dem FuK betreiben sie das Birdland mit, den legendären Jazzclub in Eimsbüttel. Auf St. Pauli gehört ihnen eine Cocktailbar. Und zweimal im Jahr organisieren sie das Rambazamba-Festival im Klubben am Berliner Tor. Viel Geld verdienen sie damit nicht. Jasper sagt: »Wir sind einfach gern Gastgeber.« Und Horn sagt: »Innerlich feiern wir die ganze Zeit ab, dass es klappt.« Erfolgsgeheimnis Nummer vier: Spaß.

Montagnacht, halb eins. Die Toastbar in der Schanze wird um diese Uhrzeit erst richtig voll. Das FuK leert sich, an der Mundsburg fährt bald die letzte U 3. Auch das ist so schön unaufgeregt und normal.

LEONIE SEIFERT



»Innerlich feiern wir die ganze Zeit«: Gastgeber Horn und Jasper

STILKUNDE

Unsere Cremigkeit

Hamburg ist die Stadt der Emulsion – das merkt man beim Einziehen



Zurzeit streiten sich Beiersdorf und Unilever um die Verwendung des Nivea-Blaus. Als ob es darum ginge! Als ob das entscheidend wäre! Ein Blick in die Historie.

Wir schreiben das Jahr 1911. In Irland läuft die *Titanic* vom Stapel, der italienische Kunstdieb Vincenzo Peruggia stiehlt die *Mona Lisa* aus dem Louvre, Roald Amundsen erreicht den Nordpol. Es sind dies alles Petitessen im Vergleich zum Geschehen in Hamburg.

Denn hier entwickelt Dr. Oscar Tropolowitz die Fähigkeit, Wasser und Öl zu einer stabilen Creme zu formen. Zu mischen? Zu verschmaddeln? Worte reichen nicht aus, diese Innovation zu feiern. Grundstoff hierfür war Eucerit, der 08/15-Emulgator. Die alte Hilfsschmiere. Der olle Fettpudding. »Eucerit!«, riefen die Chemiker damals hinter ihren Rauschbärten hervor, »aus dir wird nie was. Du Tortenfüller! Du Aushilfspaste!«

Dann: Auftritt Oscar Tropolowitz. Er erkennt, dass eine Wasser-Öl-Emulsion die perfekte Basis für eine kosmetische Hautcreme abgeben würde. Nur noch der Name fehlt. »Um ihn zu finden, musste er nicht weiter schauen als auf die Creme selbst.« Zitat Firmengeschichte Beiersdorf.

Und so schaute Dr. Tropolowitz auf die Creme. Ließ sich inspirieren von dem sämigen Weiß. Wie sollte er die Salbe nennen? Krem! Zu politisch. Kremhild? Genial, aber der Name würde Männer abschrecken.

Und dann, nach tagelanger Sitzung vor einem Schmelzriegel (angeblich später das Vorbild der Vereinigten Staaten) die Idee: Niveus. Das lateinische Wort für schneeweiß. Oder war es Nivea? Weil kein Wörterbuch zur Hand war, blieb es bei Letzterem. Oscar Tropolowitz hatte eine Jahrhundertmarke aus der Taufe gehoben.

MODE KAUFT MAN – STIL HAT MAN.
stilwerk

Von nun an hieß es: für Pasta nach Rom, für Paste nach Hamburg. Sätze wie »Jetzt gibts was auf die Poren« haben hier ihren Ursprung. In Hamburg ist die Emulsion zu Hause. »Ziehen Sie ein!«, rufen bis heute die Makler. Daran sollten Beiersdorf und Unilever denken, wenn sie sich jetzt vor Gericht in den Haaren liegen. DANIEL HAAS